

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 279. Bromberg, den 21. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von K. R. G. Browne.

(20. Fortsetzung.)

Das war wohl ein guter Grund, wenn auch nicht der wahre. Lady Fairlie hatte nicht die Absicht, Mr. Hicks zu gestatten, ihren Neffen der Unehrlichkeit zu beschuldigen — womöglich in Gegenwart von Fremden. Diese Sache mußte mit Ausschluß der Öffentlichkeit erledigt werden. Sie hätte den Wirt ja nie mitgenommen, hätte sie ihn nicht im Auge behalten wollen, damit er mit seinem Gerede nicht Mikes Ruf schädige.

„Warten Sie hier“, wiederholte sie, „ich werde nicht lange ausbleiben.“

Und ehe er nochmals widersprechen konnte, war sie ausgestiegen und zog kräftig an der altertümlichen Klingel neben dem Tor.

Langsame, würdevolle Schritte erklangen von drinnen. Die Tür öffnete sich und zeigte den majestätischen Stoopl̈y.

„Guten Morgen“, sagte Lady Fairlie freundlich. „Ich höre, daß Sir Michael Fairlie hier ist.“

Ernsthaft betrachtete sie Stooply. Da er bemerkte, daß eine Dame von Rang, wie er nur selten eine zu Gesicht bekommen, seit er in diesem Hause diente, vor ihm stand, vermenschlichte er sich zusehends.

„Ganz richtig, gnäd'ge Frau.“

„Kann ich ihn sehen? Ich bin seine Tante. Hier ist meine Karte.“

Stooply nahm die Karte, betrachtete sie und wurde noch menschlicher.

„Gewiß, Mylady. Wenn Sie freundlichst mit mir kommen wollen, werde ich Sir Michael benachrichtigen.“

Gleich darauf war Lady Fairlie in einem Salon, von dessen Fenster man Mr. Hicks deutlich sah, wie er, den kleinen Hut ganz nach hinten geschoben, verdrossen im Auto saß und heftig Tabak — seinen Trost in schwierigen Lebenslagen — kaute. Lady Fairlie lächelte und wandte sich um, als sich die Tür öffnete, um Mrs. Bytheway hereinzulassen. Die letztere befand sich augenblicklich in etwas verwirrtem Gemütszustand. Dieser Vormittag hatte sie erschöpft. Der Schmuckdiebstahl, die Entdeckung von ihres Mannes Hinterhaltigkeit, die Entlarvung des schurkischen Sekretärs — all diese Dinge hatten sie angegriffen. Zu jeder anderen Zeit hätte Lady Fairlies Gegenwart unter ihrem Dach sie in den siebenten Himmel versetzt, sie erregte sie jetzt auch freudig. Gleichzeitig bedrückte es sie aber, daß so ein vornehmer Besuch gerade zu einer Zeit eintraf, in der es unmöglich war, ihm sozusagen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Raub, das Geheimnis der Stiefelkammer und die bevorstehende Ankunft der Polizei — all das, fühlte Mrs. Bytheway, hinderte sie, dieses zweite Mitglied der allerbesten Gesellschaft mit den gebührenden Ehren zu empfangen. Sie war ganz verwirrt und fürchtete, daß man es ihr ansah. Doch tat sie, was sie konnte.

„Lady Fairlie? Es freut mich außerordentlich. Ich bin Mrs. Bytheway.“ Die Besitzerin von Lindley Haus war ungefähr zweimal so umfangreich wie die Besucherin, aber sie hatte sofort ein merkwürdiges Gefühl der Inferiorität. Sie wunderte sich, daß Sir Michael nie diese offenbar wichtige Tante erwähnt hatte.

Lady Fairlie, nach höflicher Musterung der Dame des Hauses, sah, daß sie für diese Frau nie dauernde Zuneigung empfinden könnte.

„Guten Tag“, sagte sie artig. „Ich muß mich wegen der Störung entschuldigen, aber ich habe mit meinem Neffen über eine dringende Geschäftssache zu sprechen.“

„Ach, es ist doch keine Störung, Lady Fairlie! Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Ich sage immer — —“ Mrs. Bytheway brach plötzlich ab und starrte durch das Fenster auf die seltsame Gestalt im Auto. Sie blickte Lady Fairlie überrascht an. „Möchte Ihr — Ihr Begleiter nicht auch hereinkommen?“

„Er bleibt lieber draußen, vielen Dank, weil wir es ziemlich eilig haben, fürchte ich. Wenn ich ein paar Worte mit Michael sprechen könnte — —“

„Gewiß, Lady Fairlie, gewiß! Natürlich. Ich werde um ihn schicken — nein, ich hole ihn selbst, wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen.“ Sie lächelte ihre Besucherin verklärt an und ging majestätisch aus dem Zimmer.

Lady Fairlie hörte die Schritte in der Ferne verklingen, dann ihre erhobene Stimme: „Sir Michael! Sir Mi—chael!“

Darauf Stille und in einer Weile wieder die Schritte, von anderen begleitet. Die Tür öffnete sich und Mrs. Bytheway geleitete einen jungen Mann ins Zimmer.

Siebzehntes Kapitel.

Eintritt, Abgang und Wiedereintritt einer Tante

Im Leben jedes Menschen gibt es Augenblicke, wo er sich fragt, wozu er geboren wurde. Einige erleben mehr solche Augenblicke als andere, aber kennen tun wir sie alle. Ein solcher Augenblick trat bei Mr. Cherry ein, als ihm Mrs. Bytheway ankündigte, seine Tante erwarte ihn unten. Er stand oben auf der Treppe und starrte sie an, der Rede und Bewegung unfähig.

„Das ist auch eine Überraschung, nicht wahr?“ sagte Mrs. Bytheway, als sei sie von ihr zu einer Unterhaltung beigestellt. „Aber kommen Sie doch, Sir Michael. Lady Fairlie hat es eilig. Sie will in einer Geschäftsangelegenheit mit Ihnen sprechen.“

Mr. Cherry fuhr sich mit bebender Hand über die Stirn. Das war eine Katastrophe, die er nicht vorausgesehen hatte. Das Erscheinen dieser unerwünschten Tante betäubte vorübergehend seinen kühlen und raschbeweglichen Verstand; er sah sich bereits auf der Anklagebank und ihm graute.

„Aber — —“ begann er verzweifelt.

„So eine entzückende Frau!“ sagte Mrs. Bytheway träumerisch.

„Solche Haltung, finden Sie nicht auch? Solche — aber wir dürfen sie nicht warten lassen!“

Und sie legte ihre Hand auf seinen Arm und führte ihn zur Treppe.

Wenn Mr. Cherry je im Leben Mitleid verdiente, so war es jetzt, wie er so zwischen Scylla und Charybdis stand. Wo immer er sich hinwendete, schien ihm Unheil zu dräuen. Darüber war er sich klar, aber er sah kein Entrinnen. Und während er sich noch den Kopf nach einem Ausweg zerbrach, geleitete ihn Mrs. Bytheway, dieweil von Lady Fairlies Vorzügen munter plaudernd, unwiderstehlich zum Salon und der Nemesis, die drinnen auf ihn lauerte.

Mr. Cherry war tatsächlich so in Gedanken vertieft, daß er an der Salontür stand, ehe er sich dessen bewußt ward. Dann packte ihn der Schrecken, mit einem Ausruf wandte er sich zur Flucht. Aber schon war es zu spät, Mrs. Bytheway hatte die Tür geöffnet und ihn der verhängnisvollen Tante enthüllt.

„Hier ist Sir Michael, Lady Fairlie. Und nun, da Sie Geschäfte zu besprechen haben, will ich Sie allein lassen.“ Und mit einem bemerkenswerten taktvollen Lächeln zog sie sich zurück.

Mr. Cherry blieb an der Türe stehen und wartete auf den Krach. Zu seiner Überraschung und Erleichterung blieb er aus. Die Dame am Fenster betrachtete ihn mit Interesse, aber weder mit Erstaunen noch Zorn oder Mißtrauen.

„Also, du bist Michael“, sagte sie.

Mr. Cherry brachte ein schwaches Lächeln zuwege und schwieg. Seine neuerworbene Verwandte musternd, sah er eine kleine, anmutige, vogelähnliche Dame mit der kostspieligen Einfachheit gekleidet, die auf ein schönes Bankguthaben hinweist. Sie hatte ein durchdringendes Auge und energisches Kinn.

„Also du bist Michael“, wiederholte sie. „Ich hätte dich nie erkannt. Aber ich habe dich ja nie viel gesehen und als du weggingst, warst du auch gerade in dem Alter, wo man sich am meisten verändert. Deinem Onkel siehst du gar nicht ähnlich, Gott sei Dank. Nun, hast du gar nichts zu sagen?“

Hier mag man vielleicht einwenden, daß es doch merkwürdig sei, daß so eine kluge Frau wie Lady Fairlie getäuscht werden konnte. Dagegen muß gesagt werden, daß sie ihren Neffen zwölf Jahre lang nicht gesehen hatte und daß sich junge Männer in zwölf Jahren oft bis zur Unkenntlichkeit verändern. In diesen zwölf Jahren war auch keine Photographie von ihm aus Kanada gekommen, da er der Meinung war, daß er kein sehr schönes Bild abgeben würde. Und in Gestalt, Haltung und Manieren entsprach Mr. Cherry mehr oder weniger dem Bilde, das sich Lady Fairlie von Mike gemacht hatte. Wenn er für seine Jahre etwas alt aussah, so war das zweifellos die Folge eines angestrengten Lebens in den Kolonien. Sie war gekommen, um Mike zu sehen, Mr. Cherry war ihr als Mike vorgeführt worden und sie hatte keinerlei Grund, an seiner Identität zu zweifeln.

Ihm ging plötzlich das Verständnis für diesen außerordentlichen Glücksfall auf. Das muß doch die Tante sein — verflucht! er hatte ihren Namen vergessen — deren Brief durch die Irreführung Mrs. Bytheways ihn auf den Abweg gebracht hatte. Nach dem Brief hatte diese Tante ihren Neffen lange Zeit — wenn er sich recht erinnerte, zwölf Jahre — nicht gesehen. Mr. Cherry unterdrückte einen Seufzer der Erleichterung. Noch einmal hatte sich die wohlwollende Vorsehung auf seine Seite gestellt und wenn er vorsichtig war und keine taktischen Fehler beging, konnte er sich vielleicht noch mit Anstand aus der schwierigen Situation lösen.

„Ich freue mich riesig, dich zu sehen — ah — Tante“, sagte er höflich und wünschte sehnlichst, daß ihm ihr Name einfiele (war es Clara oder Käthe? . . .)

„Nenn mich nicht Tante“, sagte Lady Fairlie. „Das ist so schlimm wie „bitte sehr, bitte gleich“. Und du freust dich auch nicht, mich zu sehen. Darum verzeihe ich dir, daß du keines der äußeren Zeichen der Zuneigung von dir gibst, wie sie bei dem Wiedersehen eines Neffen mit seiner Tante nach zwölf Jahren üblich sind. Du weißt ganz gut, daß ich gekommen bin, um zu sehen, was das alles bedeutet.“

„Ich weiß nicht — —“

„Vor drei Tagen habe ich dich in King's Fortune erwartet. Du schickst nur ein Telegramm, daß du durch dringende Privatangelegenheiten aufgehalten wurdest. Soviel ich sehe, war das eine höfliche Art, mir mitzuteilen, daß dich diese Leute mit ihrem Auto niedergefahren und dann überredet haben, zu ihnen zu kommen.“

Mr. Cherry sah überrascht auf. Woher, zum Kuckuck, wußte sie das? Und, wenn sie das wußte, wie viel mehr wußte sie noch? Wie war das mit dem Telegramm? Und vor allem anderen, wo auf der Welt steckte diese geheimnisvolle Persönlichkeit, der wirkliche Sir Michael?

„Ja,“ sagte er vorsichtig, „sie haben mich niedergefahren und — und — hier bin ich.“

„Zweifellos“, sagte Lady Fairlie. „Und wie lange gedenkst du hier zu bleiben?“

„Oh, nicht lange“, erwiderte Mr. Cherry streng wahrheitsgemäß.

„Dieser Ansicht bin ich auch. A propos, was ist eigentlich der Anziehungspunkt?“

„Wie?“

„Wahrscheinlich ein Mädchen“, sagte Lady Fairlie.

Mr. Cherry, der fühlte, daß hier die Unterhaltung zu verwickelt wurde, schwieg. Seine Lage war schon kompliziert genug, ohne daß Mädchen noch dazukamen.

„Nun,“ fuhr Lady Fairlie fort, „wir wollen das jetzt gut sein lassen. Die Hauptsache ist, daß du jetzt mit mir nach Hause fährst.“

„Was!“ rief Mr. Cherry.

„Natürlich kommst du. Du bildest dir doch nicht ein, daß ich vierzig Kilometer gefahren bin, um dir guten Morgen zu wünschen? Du hast einen netten kleinen Urlaub gehabt und in King's Fortune gibt es viel zu tun. Also hol' dein Gepäck, Michael, und wir fahren. Aber erst ist noch eine kleine Angelegenheit in Ordnung zu bringen.“ Sie nahm die nachgeahmte Banknote aus der Tasche und zeigte sie ihm. „Erkennst du das?“

Mr. Cherry erkannte es augenblicklich. Es wäre schwer, einen nachgeahmten Fünfpfundschein nicht zu erkennen, den man wochenlang mit sich herumgetragen hat, ehe man einen genügend vertrauensvollen ländlichen Wirt fand, dem man ihn anhängen konnte.

„Nein“, erwiderte er prompt.

„Du hast das dem Wirt eines Gasthauses bei Heacham gegeben. Er ist deshalb zu mir gekommen.“

„Was ist damit?“ fragte Cherry unschuldig.

„Es ist ein „Falscher“, wie er sagt und er behauptet, du habest das gewußt, als du ihn hergabst.“

„Ach, Unsinn!“ sagte Mr. Cherry entrüstet. „Das ist doch unwahrscheinlich, nicht? Ich hatte keine Ahnung, daß es kein echter sei.“

„Das freut mich“, erwiderte Lady Fairlie. „Also gib mir einen echten und ich werde die Sache mit ihm in Ordnung bringen. Er ist da draußen.“

„Wie?“ rief Mr. Cherry erschrocken. Zum erstenmal blickte er durchs Fenster und fuhr schnell zurück.

„Ganz ein netter Mensch,“ bemerkte Lady Fairlie, „aber natürlich etwas aufgebracht.“

Mr. Cherry überlegte rasch.

„Die Sache tut mir sehr leid“, sagte er geschmeidig. „Sehr unangenehm. Aber ich habe leider im Augenblick keinen Fünfer bei mir, ich bin ziemlich knapp daran. Möchtest du es nicht für mich in Ordnung bringen, und wir rechnen ab, wenn ich nach Hause komme? Denn schau' — du mußt verzeihen, doch ich kann jetzt nicht mit dir fahren. Ich habe hier noch etwas zu tun, aber ich komme dir nach, sobald ich kann; wahrscheinlich noch heute nachmittag.“

Also von all dem war kein Wort wahr, denn a) schwellten Harolds Pokerverluste in diesem Augenblick seine Brusttasche, b) hatte er durchaus nicht die Absicht, mit ihr abzurechnen, sobald er nach Hause kam, denn c) hatte er überhaupt nicht die Absicht, nach Hause zu kommen, weder Nachmittag noch je. So viele Lügen auf einmal waren ein Kunststück, selbst für Mr. Cherry.

Die kleine Dame legte den Kopf auf die Seite und betrachtete ihn eine ganze Weile. Es war, als wöge sie ihn und fände ihn zu leicht. Als sie sprach, klang es recht matt.

„Gut. Wenn du versprichst, heute nachmittag zu kommen, will ich jetzt nicht warten. Ich kann tatsächlich nicht warten, weil um halb zwei eine Sitzung des Kirchenaufbau-Fonds ist. Aber,“ fügte sie warnend hinzu, „wenn du zum Tee nicht in King's Fortune bist — du wirst wohl in deinem Auto kommen? — dann komme ich hierher und hole dich. Es ist Zeit, daß du dir deiner Verantwortung bewußt wirst, junger Mann.“

„Oh, das bin ich schon!“ versicherte sie Mr. Cherry, glücklich, daß sein Vorschlag angenommen wurde. „Wirklich, Tante. Ich treffe pünktlich ein.“

„Nenn mich nicht Tante“, sagte Lady Fairlie und ging zur Türe. „Bitte, entschuldige mich bei Mrs. Bytheway, Michael. Ich komme ohnehin schon zu spät.“

„Gewiß, gewiß. Verzeih' — bitte — wenn ich dich nicht begleite“, sagte Mr. Cherry, der nicht wünschte, von Mr. Hicks bemerkt zu werden. „Wenn ich heute nachmittag weg soll, muß ich gleich dazu schauen. Also, auf Wiedersehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtszeit.

Und bist du gegangen in Dunkelheit
Und warst du umfangen von Nacht,
Nun ist gekommen die leuchtende Zeit
Und hat dir Sonne gebracht.

Sonne, die tief im Herzen dir glänzt,
Schimmer vom ewigen Licht.
Alle Stuben sind golden bekränzt,
Golden vom strömenden Licht.

Alle Menschen zu dieser Zeit
Kehren zur Kindheit zurück.
Sorgen und Kummer schwinden weit,
Leuchtend steht strahlendes Glück.

Glück, nicht geschaffen von Menschenhand,
Glück aus Gärten so fern . . . .
Glocken schwingen von Land zu Land,
Licht strahlt der Weihnachtsstern.

Hans Gäfgen.

Das Kind.

Von Friede H. Kraze.

(Nachdruck verboten.)

(1. Fortsetzung.)

Wie sonderbar ist das! Seit das Kind dem Hause zugelaufen ist, scheint die Dämmerung angebrochen. Es muß aber auch wirklich nicht weit davon sein. Man hört vom Hause her eine helle Frauenstimme: „Broder! Klein Broder!" Die Stimme des Kindes antwortet. Dann ist wieder alles still.

Der Vagabund drückt sich an der Weißdornhecke entlang. Er spürt plötzlich die Kälte, wiewohl sie nicht arg ist in dieser Gegend. Er erinnert sich gut. Sie haben zuweilen um Weihnachten noch Stiefmütterchen und ein Stenglein Goldlack für Mutter aus dem Garten gebracht. Dieses Jahr ist auch ein solches Weihnachtswetter. Aber der Vagabund fröstelt trotzdem.

„Der Nebel", sagt er vor sich hin. — „Dieser verfluchte Nebel!" Er kriecht noch tiefer in seinen Rockkragen.

Als er zur Einfahrt kommt, sieht er, wie ein großer Mann mit starken Schritten von den Ställen hinüber zum Wohnhaus geht. Der Vagabund fährt zusammen. Diesen Schritt sollte er doch kennen! Kaum ist der Mann ins Haus eingetreten, — sie haben drinnen schon Licht angezündet — zieht ein Knecht den Wagen aus der Remise und führt die Pferde aus dem Stall.

— Sie wollen jetzt in die Odebüller Kirche, — denkt der Vagabund. Ihm fällt ein, daß nur zweimal, so lange er zu Hause war, man im Schlitten zur Kirche gefahren ist.

Er hat ganz richtig gedacht. Der Wagen ist kaum vorgefahren, als schon der Vater, die Mutter und das Kind aus dem Hause treten. Man hört die Schuhe auf dem steinernen Podest. Die Mutter ruft noch ein paar Anordnungen ins Haus. Das Kind lacht glücklich und plaudert. Der Vater, der selber fährt, schmalzt kurz mit der Zunge.

Der Vagabund hat kaum Zeit, sich ganz fest zwischen Dornhecke und Torpfeiler zu pressen, als schon der Wagen vorüberdonnert. Es scheint ihm, als ob der große Mann, der die Zügel hält, einen Augenblick bei dem Torpfeiler zur Seite gesehen hat. Aber es ist wohl ein Irrtum. Dunkelheit und Nebel haben alles zugedeckt.

Fast gleichzeitig mit der Herrschaft verläßt ein Trupp Knechte und Mägde den Hof. Sie schlagen den Fußweg ein, den Fenngraben entlang. Er kürzt ein gut Stück.

Die Augen des Vagabunden, die in der Finsternis das Zwinkern eingestellt haben, werden plötzlich groß und staunend. So als erzählte jemand eine wunderbare Geschichte. Eben hörte er doch auch ganz deutlich die Stimme vom Vater, den das Kind Großvater im Himmelreich nannte. So gern erzählte Großvater, wie er zur Christnacht in einem Boot die überschwemmten Marschwiesen herunterfuhr. Er konnte durchaus auf keine andere Weise von Poggenburg nach Agnetenhof gelangen, wo er sich doch an jenem Christabend verloben wollte.

„Ja, dies wird wohl jetzt nicht mehr vorkommen", denkt der Vagabund. „Und der Fußweg, den Fenngraben entlang, ist also auch gangbar um diese Zeit!" Im Krug von Odebüll, wo er heute Mittag eingekehrt ist, konnten die Leute gar nicht genug ihren neuen Deichgrafen Karsten Karstens von Poggenburg rühmen. Nicht nur, daß er Deich und Schleusen und Sielen in unverletzlichem Zustande erhielt und bei der Sturmflut wie ein Riese mit dem blanken Hans gekämpft hat, auch für die rechtzeitige Entwässerung der Marschwiesen hatte er viele hundert Meter Gräben ausheben lassen. Und da, wo die Marsch aufhörte und der Strand eine Strecke hin sandig wurde, hatte der Deichgraf zur Befestigung der Dünen Kiefern pflanzen lassen. Die Kiefern mochten schon 1¼ Meter hoch sein. Sie hatten jetzt einen richtigen Wald, sagten die Leute voll Stolz.

Jetzt hört der Vagabund nicht mehr Pferdeeisen und Räderrollen. Behutsam schiebt er sich fort von dem Torpfeiler, deren jeder noch immer die von Wind und Wetter platt gewaschene Pogge trägt. Die Torflügel der Einfahrt hat einer der Knechte geschlossen, aber die kleine Pforte daneben steht offen wie immer. Man hatte noch niemals bei Tag oder bei Nacht die kleine Hoftür auf Poggenburg verschlossen.

Der Vagabund drückt sich an der Mauer der Scheune entlang in den Hof. Es scheint ihm drinnen ein wenig heller als draußen. Vielleicht ist es Einbildung. Vielleicht kommt es von der Laterne, die eben in den Kuhstall hinüber schwankt. Es mag am Ende daher kommen, weil hier der Vagabund jeden Fußbreit so genau kennt, und weil die Mauern und mächtigen Dächer von Scheune, Ställen und Haus und ihre tiefen Schatten die geringe Helligkeit der Mitte deutlicher machen.

Plötzlich und wie um den suchenden Augen des Vagabunden zu Hilfe zu kommen, schreitet durch das Wolkengeschiebe der Mond.

„Er hat die Jahre gut genutzt, Karsten," sagt sich der Vagabund. Er bleibt stehen im Schatten der Scheune, sieht das Alte und sieht das Neue. Seine zwinkernden Augen, die schon vorher still geworden sind, fangen an zu brennen. Aber die Falte in den Mundwinkeln kerbt tiefer und hohnvoll.

Die Düngergrube, der Stolz des Hofbesitzers, ist um 20 Schritte wenigstens nach rückwärts gewichen. Wo früher ganz dicht vor dem Hause der mächtige goldbraune Berg seine niedrige Mauer überragte, wächst jetzt im Halbkreis ein dunkles Gebüsch. Davor, dem Hause zu, scheint ein Rasenfleck. — Darum also ist vorhin der Kutscher in einem leichten Bogen vor die Haustür gefahren. Der Vagabund hat es wohl bemerkt.

Nun, es mochten noch manche Verbesserungen hier festzustellen sein, wenn man alles bei Tageslicht besehen könnte, Hof und Haus.

Der Vagabund hat vollständig vergessen, daß er eigentlich die Absicht gehabt hat, seinen Bruder aufzusuchen und um eine Unterstützung zu bitten. Auch daran, daß das Kind ihn eingeladen hat, zur Bescherung zu kommen, denkt er nicht mehr. Er fühlt nur, wie etwas immer in seiner Kehle wächst. Das ist wie eine harte, gallenbittere Frucht, die sich nicht zerbeißen und nicht herunterschlucken läßt.

„Karsten hat es immer gut verstanden, zu mehren," denkt der Vagabund. „Theda brachte ihm ja auch noch Agnetenhof. Es paßte alles sehr schön zusammen, die Äcker und die Wertpapiere. Ob die Menschen zu einander passen, darauf kommt es ja wohl nicht so an bei einer Marschbauernheirat."

Der Vagabund fühlt den harten, gallenbitteren Klumpen in seiner Kehle so groß wachsen, daß er ihm den Atem nimmt. Er spuckt aus. Aber der bittre Geschmack geht davon nicht fort.

Er tut ein paar Schritte weiter zum Hause hin, dabei stolpert er. Er hat nicht gewußt, daß um das grüne Gebüsch und den Rasen eine Einfassung gezogen ist aus Steinpfeilern, die mit eisernen Stangen verbunden sind. Die dunklen Stangen, die nicht sehr hoch über dem Erdboden sind, hat er nicht gesehen und darüber ist er gestolpert.

In diesem Augenblick schlägt ein Hund an. Etwas Großes, Ungebärdiges kommt durch den hellen Mondsee, der sich jetzt über den Rasen ausgegossen hat, auf den Vagabunden zugesprungen.

„Tiras," sagt der Vagabund leise. „Tiras!"

Im nächsten Augenblick hat der Hund den Vagabunden erreicht, beschnuppert ihn von allen Seiten, wirft den schönen, schmalen Kopf aufgeregt in den Nacken, stößt den Fang dem Vagabunden in die Armhöhle, springt an ihm in die Höhe und setzt ihm die Vorderpfoten auf die Brust. Stieße der Hund nicht fortwährend ein dumpfes Freudengeheul aus, das mit der ganz hohen Fistel der Beseeligung abwechselt, so könnte man meinen, die im Mondlicht funkelnden spitzen weißen Zähne haben es auf die Kehle des Vagabunden abgesehen.

Der Vagabund zittert am ganzen Leib. Im Augenblick hat er vergessen, daß der wilde Freudentanz des Hundes ihn verraten muß. „Heimat," denkt er, „Heimat! — Tiras kennt mich noch!"

Im nächsten Augenblick geht die Haustür auf. Eine zitternde, alte, sich überschlagende Weiberstimme ruft: „Tiras!" Die Laterne schwankt wieder aus dem Kuhstall heraus.

Der Vagabund kommt zu sich. Er nimmt den Kopf des Hundes zwischen seine Arme. „Kusch, Tiras! Kusch!" Er greift ihn am Nackenfell und hockt sich mit ihm auf den Boden, um nicht größer zu sein als der Hund. Er kraut ihm den schönen Kopf. Er erzählt ihm leise. Es sind abgerissene, vielleicht sinnlose Worte. Aber Tiras, der seit 10 Jahren jedem Karsten aufs Wort gehorcht und besinnungslos für jeden durch Wasser und Feuer gehen würde, begreift sofort: Lauter Jubel ist hier nicht am Platz. Er drückt seinen langen, warmen Körper an den Vagabunden, stößt immer wieder den Fang zu dessen Gesicht, hechelt mit den weißen Zähnen, und die rote heiße Zunge vermittelt den Aufruhr seiner Liebesempfindungen.

Die Laterne ist wieder in den Stall zurückgeschwankt. Daß ein gellender Pfiff und ein „Düwelstüch, Mensch, Hund, Kirl, Tiras," nicht weiter beantwortet wird als durch das Verstummen des Hundes, scheint genügend. Auch die Haustür hat sich wieder geschlossen. Der Vagabund wagt eine Weile nicht, sich zu rühren.

Nachher steht er vorsichtig auf, schiebt sich im Schatten der Scheune zu der kleinen Pforte zurück, vom Hunde begleitet. Als der Hund sich mit herausdrängen will, über-

redet der Vagabund ihn leise und eindringlich, diesen Plan aufzugeben. Der Hund gehorcht, in Qual und Not sich windend. Wie er seit zehn Jahren jedem unbegreiflichen und unmenschlichen Befehl eines Karstens von Poggenburg gehorcht hat.

Der Vagabund zieht sacht und mit Anstrengung die Tür hinter sich ins Schloß. Es ist ein Stück Arbeit. Der herabgeschwemmte Kies hat sich unter der niemals geschlossenen Tür zum Berge angehäuft.

Als der Vagabund nun wieder die Landstraße hinuntergeht, sieht er noch immer im Mondlicht den hellen Fang des Hundes langgedehnt zwischen den Stäben der Tür.

Der Vagabund hätte recht gern einmal durch die Fenster in die Stube gesehen. Das Gallenbittere, Dicke in seiner Kehle, ist wieder fort. Wie vorhin, als er sich mit dem Kinde im Baumgarten unterhielt.

Wenn Vater noch lebte ,den das Kind „Großvater im Himmelreich" nannte, ja, vielleicht hätte man dann das Gleichnis vom verlorenen Sohn aufführen können. Vielleicht nicht gerade mit einem geschlachteten Kalbe. Es ist doch Weihnachten. Da gibt es, so lange Poggenburg steht, gebackenen Schweinskopf und Karpfen mit Meerrettig. — Der Ring für den Finger wäre wohl auch nicht herbeigeholt worden. Aber sicher hätte ein fast neuer, gebürsteter gut sitzender Anzug bereit gelegen, reine Wäsche, die nach Lavendel roch und Zentifolienblättern, und sein Platz, nun, wo Broder immer gesessen hat — links vom Vater, als erster an der langen Seite des Tisches.

Der Vagabund muß plötzlich wieder ausspucken. Es ist jetzt nichts Bitteres, aber etwas Salzenes in seine Kehle geraten.

Die Odebüller Glocken fangen auch gerade an. Man hört sie nicht immer. Der Wind kommt von dieser Richtung. „Und den Menschen ein Wohlgefallen! Und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Wie sonderbar! Es gibt doch noch zwei andere Sätze in der Weihnachtsgeschichte. Aber die Odebüller Glocken wissen nur diesen einen. Der Vagabund strengt sich an. Die zwei anderen Sätze fallen ihm nicht ein. Zugleich aber scheint ihm, daß ohne die zwei ersten der letzte keine Gültigkeit hat.

Der Vagabund ist an die Kehre der Landstraße geraten. Als er in den Weg zwischen den Knicks einbiegt, hört er die Glocken nicht mehr. Gott sei Dank! Das fehlt auch noch gerade! Weichmütig werden, wie es für Heimkehrende seines Schlages in der Bibel festgelegt ist? Es hätte auch viel genützt! Großvater im Himmelreich kann nicht mehr viel dazu tun, wenn sein Jüngster, der Mißratene, die Schande der Familie, das schwarze Schaf der Familie heimkehrt. Karsten, der Schnurgerade, der Tüchtige, Karsten, der sich niemals etwas hat zu Schulden kommen lassen, der Deichgraf geworden ist, Poggenburg geerbt hat, Agnetenhof dazu bekommen hat, und Theda Reimers von Agnetenhof — ja, Karsten brauchte nicht scheel zu sehen heute abend über Vater. Vielleicht, daß bei Vater die breiten luftbraunen und arbeitsharten Hände, die trotzdem ein so feines Ding wie ein Kripplein auszuschneiden und zu malen verstanden, ein wenig zittern würden, heute Abend, wenn er sie dem verlorenen Sohn auf das struppige Haar legte. Aber es gibt keinen Vater mehr. Es gibt nur noch Großvater im Himmelreich. Und Karsten Karstens ist Herr auf Poggenburg. — Nun ist das Gallenbittre, Harte wieder da.

Gut und schön! Gut und schön! Das soll da sein! Der Vagabund ballt die Hände. Er hat doch vergessen, daß er seinen Bruder um eine Unterstützung angehen wollte. Wozu ist er denn hergekommen als um Abrechnung zu halten? Wie durften sie das damals, als er es verlangte, sein Erbteil ihm auszuzahlen auf Heller und Pfennig?

Geld! Geld! Geld! Der Vagabund spie aus in weitem Bogen. Aber plötzlich fühlt er, wie etwas Glühheißes sich wie ein runder Deckel auf jeden seiner spitzen Backenknochen gesetzt hat. Es ist vom Rücken über den Nacken heraufgestiegen. Er fühlt unter dem Nebel die trockene und peinigende Hitze.

Das ist nämlich jetzt auch eines der Bilder, die sich nicht fortwischen lassen. Man mag tun, was man will: Der Vagabund, der noch Broder Karstens heißt, der zweite Sohn vom alten Karstens auf Poggenburg, steht wieder in Vaters Stube mit den harten Möbeln mit schwarzem Haartuch bezogen. Mutter ist schon tot. Aber Vater sitzt vor dem breiten, einfachen Schreibtisch, und Karsten steht, Hände im Rücken, am Fenster. Sein Gesicht ist im Schatten. Vater und Karsten haben beide gesagt, was sie zu sagen hatten. Nicht in ausführlicher Rede: Das ist niemals Sitte gewesen hierzulande überhaupt, noch bei Karstens im Besonderen. Der einzige, dem bildhafte Sätze, tönende Worte zu Gebote stehen, ist Broder Karstens. Und sein Vater ist im Geheimen sehr stolz auf diese Gabe seines jüngsten Sohnes. Aber nun sagt nach einem Schweigen Vater: „Broder, mein Jung, es tut kein gut. Ich weiß auch nicht, wie Karsten es schaffen soll, wenn er dir dein Teil so auf einmal auszahlen soll. Wir haben schwere Jahre hinter uns — auf Poggenburg, dein Vater und Karsten. Du hast es nicht so gemerkt auf deinen Universitäten."

„Vater, sollst dir keine Gedanken machen", sagt Karsten, kaum daß Vater ausgeredet hat. „Ich soll es wohl schaffen. Nur finde ich es unklug, daß Broder alles in die Hände nehmen will."

Jetzt fühlt der Vagabund die Hitze auf seinen Backenknochen, als ob sie ihn sticht.

„Erbschleicher!" — Wer schreit denn so ein Wort zu Karsten hin? Und daß Karsten mit seines Bruders Geld bloß spekulieren will. — —

Nun ist Karsten schweigend zur Tür gegangen: „Du erlaubst wohl, Vater! Es hat ja doch keinen Sinn, daß ich bleibe. Ich muß auf den Deich. Die Bestickung ist fortgerissen, nach Agnetenhof hin. — Das Geld steht zu deiner Verfügung in vierzehn Tagen, Broder", sagt er noch so im Gehen. — „Um so viel Zeit muß ich dich leider bitten der Banken wegen."

Diese paar Worte an der Tür, Griff in der Hand, kühl die Stimme, das Gesicht unbewegt wie immer, nur einen Strohhalm breit im Nacken zurückgewendet, dies ist das Letzte, was der Vagabund von seinem Bruder gesehen hat. Zum Essen kam Karsten nicht nach Haus. Er selbst ist den folgenden Tag in die Hauptstadt gefahren. Das Geld war pünktlich in vierzehn Tagen zu seiner Verfügung.

Nun ja! Der Vagabund hat die Hände im Rücken verschränkt. Die Knöchel springen weiß aus der rissigen Haut. Wie er sie so hält, sieht man nicht, daß es eigentlich schlaffe Hände sind. Er hat den Kopf gesenkt. Seine Zähne nagen die Unterlippe. Geld! — Wer durfte ihm um des elenden Mammons einen Vorwurf machen? Ob er ihn forderte oder vertat? Was verstand er davon? Was ging das einen anderen an! Geld hätte niemals zwischen ihm und Karstens gestanden.

Aber da war doch Theda.

Die hart aufeinander gesetzten Kinnbacken des Vagabunden lockern sich. Es kommt ihm nicht zum Bewußtsein, daß die Odebüller Kirchglocken wieder angefangen haben. Er sitzt doch wieder auf dem schwarzen Haartuchsofa, und neben ihm das kleine, blonde Mädchen mit den langen Zöpfen hat den Arm um seinen Nacken geschlungen, wie sie Vater zusehen, als er das Kripplein schneidet und malt. „Und dann war da auch noch ein anderer Broder", — sagte das Kind nicht so?

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



* **Das Doppelleben einer Schauspielerin.** Das kleine Städtchen Bekawi im Achantiland an der Goldküste Afrikas, wurde vor einigen Tagen zum Schauplatz eines geheimnisvollen Dramas. Ein gewisser Mr. Knowles wurde wegen Ermordung seiner Frau verhaftet. Mrs. Knowles war eine sehr populäre Erscheinung in der englischen Kolonie. Groß war die Überraschung, als man erfuhr, daß die Ermordete Mrs. Knowles in Wirklichkeit keine andere als die in England sehr bekannte Schauspielerin Madge Clinton war. Madge Clinton war aber ihrerseits mit einem Mr. Street in London verheiratet. Als Mr. Street, Theaterdirektor in London, aus den Zeitungen von der Ermordung der Schauspielerin Madge Clinton, die zugleich eine Mrs. Knowles gewesen sein soll, erfuhr, war er zunächst vollständig ratlos. Er wußte, daß seine Frau sich auf einer Theatertournee in Australien befand und hatte auch von ihr regelmäßig Briefe empfangen. Er will an die Identität der Ermordeten mit seiner Frau keinesfalls glauben und behauptet, es sei eine Doppelgängerin. Das Ehepaar war im Laufe von vielen Jahren glücklich verheiratet und der Mann will an die Untreue seiner Frau nicht glauben. Da andererseits die Identität der Schauspielerin von den Behörden in Südafrika festgestellt worden ist, besteht kein Zweifel, daß die Schauspielerin ein Doppelleben geführt hat und die zärtlichen Briefe an ihren Mann wahrscheinlich von Bekannten aus Australien abschicken ließ. Mr. Street begibt sich nach Afrika, um die geheimnisvolle Geschichte aufzuklären. Mr. Knowles soll seine vermeintliche Frau aus Eifersucht erschossen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.